



Seminarreihe Lebenswerte/Clubsalon „Zuversicht“

**am Montag, den 20. Juli 2015
(71. Jahrestag des Attentates auf Hitler)
Impuls und Notizen zum Abend, verfasst von Wolfgang Teichert**

„Trotzdem so leben, als bliebe ich am Leben“

1. Wir tagen am 20. Juli 2015, 71 Jahre nach dem gescheiterten Attentat auf Adolf Hitler.

Was bedeutet der 20. Juli bezogen auf unser Thema „Zuversicht“?

Die Verschwörer des 20. Juli haben bis zuletzt mit bemerkenswerter Zuversicht und zugleich ohne viel Illusionen gegen die Mehrheit gestanden, haben Zivilcourage gezeigt, haben hingeschaut. Wie gesagt: Sie selbst haben sich über das Urteil der Nachwelt wenig Illusionen gemacht. „Vielleicht kommt doch einmal die Zeit, wo man eine andere Würdigung für unsere Haltung findet, wo man nicht als Lump, sondern als Mahnender und Patriot gewertet wird.“, schrieb Peter Graf Yorck von Wartenburg in der Nacht vor seiner Hinrichtung zuversichtlich an seine Mutter. Und: „Wir haben diese Tat auf uns genommen, um Deutschland vor einem namenlosen Elend zu bewahren. Ich bin mir klar, dass ich daraufhin gehängt werde, bereue meine Tat aber nicht und hoffe, dass ein anderer sie in einem glücklicheren Augenblick durchführen wird.“ So äußerte sich Fritz-Dietlof Graf von der Schulenburg am 10. August 1944 vor Roland Freisler in dem Schauprozess vor dem Volksgerichtshof.

2. Zur Einstimmung ein Artikel aus der Süddeutschen Zeitung vom 15. Januar 2015.

Von Matthias Drobinski

Was es an guten Nachrichten gab dieses Jahr? Die Fußball-Nationalmannschaft ist Weltmeister geworden, das Land feierte ohne Überheblichkeit und steckte das 7:1 über Brasilien ins Schatzkästlein der kollektiven Erinnerung. Was sonst an Nachrichten ins Bewusstsein drang, machte selten froh. Russland besetzte die Krim und schürte den Sezessionskrieg in der Ostukraine. Die Hamas schoss Raketen auf Israel, Israel bombardierte Gaza. Ebola, die unheimliche Krankheit, breitete sich aus, eine Kopfabschneidertruppe namens Islamischer Staat errichtete in Teilen Syriens und des Irak eine Schreckensherrschaft. 200 000 Menschen flohen vor Not und Krieg nach Deutschland, eine ferne Ahnung des weltweiten Elends, und doch genügte sie, den Fremdenfeinden im Land Auftrieb zu geben. Nimmt man Erderwärmung und Eurokrise hinzu, vergessene Krankheiten, Kriege und Bürgerkriege, dann sind die Aussichten für 2015 trübe und die Zeiten für Optimisten schlecht. Das Fundament des Friedens, Wohlstands und der Demokratie ist brüchig geworden. Die Konflikte, Nöte und Ungerechtigkeit der Welt sind 2014 den Deutschen näher gerückt. Sie sind in den Vorgarten des wohlgeordneten Lebens eingedrungen, als unbefugte Besucher haben sie dort die Blumenrabatte der Selbstgewissheit zertreten. Der Boden ist schwankend, auf dem sich Frieden, Wohlstand und Demokratie gründen - in manchen Jahren spürt man das stärker als in anderen. Trotz Ukraine-Krise, Ebola, Pegida und IS sehen die Deutschen laut einer Studie dem neuen Jahr optimistisch entgegen. Welche Erwartungen haben Sie an 2015? Ihr Forum

Es sind Jahre, in denen sich die Leute häufiger als sonst nicht beeinflussbaren und anonymen Mächten ausgeliefert sehen; in denen sie spüren, dass sie ihren Kindern nicht mehr einfach versprechen können,

sie würden es einmal besser haben als die Eltern. In solchen Zeiten wachsen Sorgen und diffuse Ängste. Verglichen mit den europaweiten Erfolgen rechter Parteien und Bewegungen, die Fremdenfeinde, Autoritätsbedürftige, Verunsicherte und Selbstgerechte versammeln, sind die AfD-Erfolge und Pegida-Demos ein schwaches Echo des Trends.

Da überrascht es, wie viele Deutsche den immer am Jahresende veröffentlichten Umfragen zufolge zuversichtlich sind.

45 Prozent Optimisten gegen 27 Prozent Pessimisten sind es beim Zukunftsforscher Horst Opaschowski, der das persönliche Wohlergehen der Deutschen auf Rekordniveau sieht. Das Niveau ist nur hoch für diejenigen, die stark sind. Schaut man sich die Umfrage näher an, fällt auf: Es ist der Optimismus jener, die Arbeit haben und in Wohlstand leben - und stärker als der Anteil der Optimisten ist jener der Pessimisten gestiegen, auf Kosten der Unentschiedenen. Es ist ein rissiger Optimismus, den Opaschowski da präsentiert.

Es stimmt ja: Den Deutschen geht es im Durchschnitt materiell so gut wie nie. Wen kein persönlicher Schicksalsschlag ereilt, der kann annehmen, dass es ihm im kommenden Jahr nicht wesentlich schlechter gehen wird als 2014, egal, ob die Zahl der Flüchtlinge steigt und die der Ebola-Toten, ob der Kalte Krieg zurückkehrt oder die Wirtschaft kriselt. Das Niveau ist hoch für den, der stark ist. Es senkte sich nicht im Jahr der Finanzkrise 2009, es wird sich nicht 2015 senken. Trotz aller Politikverdrossenheit wird die Demokratie noch ein Weilchen funktionieren, und egal, welche Macht mit wie viel Eifer die Bürger ausspähen möchte: Die meisten erwischt sie nicht.

Es ist ein eigentümlich verdrängender Optimismus, der sich da zeigt: Mir wird es schon noch gutgehen, wir werden schon noch durchkommen, die Sintflut ist verschoben; mögen auch die Katastrophen der Welt durch den Vorgarten getrampelt sein - das Wohnzimmer haben sie heil gelassen. Es ist ein Optimismus, der Stärke demonstrieren muss und keine Unsicherheit zugeben darf.

Er hat seine Quelle in einem positiven Denken, für das auch Krebs kein Unglück sein darf, sondern eine Herausforderung sein muss. Der verdrängende Optimismus ist das Gegenstück zur diffusen Angst der Pessimisten. Beide haben ein statisches Weltbild. Nur glauben die einen, dass alles so bleibt, und die anderen, dass alles zerbricht.

Was das **Gegenbild zur namenlosen Angst und zum verdrängenden Optimismus** wäre? Die **Zuversicht**. Sie ist realistisch und leugnet die Abgründe, Gefährdungen und Grenzen nicht. Sie weiß, wie dünn der Boden des Friedens und des Zivilen ist. Sie weiß, dass der Wohlstand in den reichen Ländern auf diesem Niveau nur um den Preis der Zerstörung der globalen Grundlagen zu halten sein wird. Zuversicht ist an keine Religion gebunden

Anders als der Pessimismus aber leugnet die Zuversicht nicht das Potenzial, das in dieser Realität steckt. Die Welt ist schwierig, aber wandelbar. Es lohnt sich, geduldig zu sein und beharrlich, auch wenn 2015 nicht das große Jahr der Problemlösungen wird. Es geht auch nicht das Abendland unter, wenn nicht alles so weitergeht wie bisher, wenn Wohlstand und Ressourcen neu geteilt werden müssen.

Zuversicht ist eine Tugend. Kurz vor Weihnachten 1944 dichtete der evangelische Theologe Dietrich Bonhoeffer: "Von guten Mächten wunderbar geborgen, erwarten wir getrost, was kommen mag" - da hatte er noch drei Monate zu leben. Es gibt eine Macht über alle Prognosesicherheit hinaus, diese Gewissheit ist an keine Konfession oder Religion gebunden.

Sie weiß über die Vielfalt der Möglichkeiten. Ohne sie helfen die schönsten Kinderkrippen samt Elterngeld nichts - ein Paar braucht eine unerschämte Portion Zuversicht, um Ja zu einem Kind zu sagen. Ohne sie gehen die Firmengründer und Erfinder aus, ohne sie fehlen die ungewöhnlichen Lebensläufe, die Männer, die Elternzeit nehmen und die Frauen, die Chefin werden wollen; es fehlten die Pioniere neuer Lebensstile. Die Welt wäre furchtbar öde, ein Ort der ängstlichen Vorsorge. Und nicht einmal Lotto-Annahmestellen gäbe es mehr.

Die Zuversicht ist auch eine politische Tugend. Sie leugnet nicht, dass dicke Bretter zu bohren sind, sie wiegt die Bürger nicht in falschen Sicherheiten, in der Russlandkrise so wenig wie bei der Rentenreform oder der Frage, wie 200 000 Flüchtlinge gut unterzubringen sind. Sie weiß aber, dass es Bohrer gibt. Und sie zieht in Betracht, dass es mehr Möglichkeiten gibt als vielleicht gedacht: Es gibt ja nicht nur die fremdenfeindlichen Demonstranten in Deutschland.

Als im Herbst immer mehr Flüchtlinge kamen, da spendeten die Menschen auch immer mehr Kleider, bis es zu viele davon gab. Und als Weihnachten kam, da wollten so viele mit den Geflohenen das Fest feiern, dass in den Aufnahme-Einrichtungen Gutwillige, die sich zu spät meldeten, abgewiesen werden mussten. Es gibt in diesen Wochen nicht nur die erwartbar wachsende Angst vor dem Fremden. Es gibt, gegen jede Prognose, eine Willkommensbewegung voller Bürgersinn und Menschlichkeit.

Diese Zuversicht üben: Das wäre eine schöne Aufgabe für 2015.

3. Zitat: aus Hebräer 11:

1 Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hofft, und ein Nichtzweifeln an dem, das man nicht sieht. 2 Durch den haben die Alten Zeugnis überkommen....

Martin Luther(1483-1546) Zum 1.Gebot. (Großer Katechismus):

„Siehe, da hast du nun, was rechte Ehre und Gottesdienst ist, so Gott gefällt, dass das Herz keinen andern Trost noch Zuversicht wisse, denn zu ihm“

II. Notizen nach dem Abend

Einige Tage später bekam ich von Prof. Dr. Knut Dietrich folgenden Text zugeschickt. Er, der sich ein Leben lang wissenschaftlich und praktisch um Bewegung gekümmert hat, schreibt (zum Thema):

Vom Jungfernstieg zur Evangelischen Akademie. Ein Weg, den ich schon oft gegangen bin. Der Gang durch die Kolonaden ist mir vertraut ohne jeden Wunsch nach Bleiben und Nähe. Es ist ein Durchgang, abgeschirmt vom städtischen Treiben. Obwohl ich oft da gewesen bin, komme ich in meiner Erinnerung dort selbst nicht vor. Dieses Wegstück war für mich immer nur ein Durcheil-Raum, nie ein Verweil-Raum.

Heute, am 20.7. ist das anders: Die Mühe, die es mir macht, diesen Weg zu gehen reißt auf, was bisher unter dem eifertigen Hinstreben verdeckt war. Meine Schwierigkeit zu gehen lenkt die Aufmerksamkeit auf mich selbst und ändert zugleich meine Beziehung zu der Umgebung, der ich nun Beachtung schenken muss, um mein Gleichgewicht zu wahren. Sonst kaum wahrgenommene kleinste Kanten, Übergänge und Objekte werden durch meinem schlurfenden Schritt nun zu Hindernissen. Das Gehen, als Automatismus unbewusst verlaufend, wird zum bewussten Akt. Die Wahrnehmung der materiellen äußeren Umgebung ist in eine Selbstwahrnehmung meiner inneren Gefühle. Anstoßen, Torkeln sind spürbare Formen der Selbsterfahrung wie der Wahrnehmung der Leute.

Eine Störung, die eine Neubestimmung meiner Beziehung zur Außenwelt verlangt. Mein „Ich“ ist aus dem Gleichgewicht geraten! Ich fühle mich wie ein peinlich beachteter Akteur auf der Bühne des öffentlichen Raumes. Es gelingt mir nicht, meinem Gang den Ausdruck zu verleihen, der sowohl mich selbst wie die Umgebung stimmig verbunden hätte. Jeder Versuch, eine Passung wieder her zu stellen, wirkt künstlich und schon im Ansatz misslungen. Meine Einschätzung als eine hilflose Figur zu erscheinen wird beim Blick in die spiegelnden Schaufenstern bestätigt.

Würde es mir besser gehen, wenn ich den älteren Herrn auf der anderen Straßenseite imitierte. Ein Versuch, wie er bei jedem Schritt Fuß und Unterschenkel weit nach vorne zu schwingen bringt mich aus dem Gleichgewicht. Werden mich die Leute in den Cafés als Betrunkenen oder als Invaliden einstufen? Die sichtbare, körperlich spürbare Bewegungsstörung, erzwingt die soziale Deutung und verunsichert mich als Person.

Im Wechselspiel von „Weg hier!“ und „Hin zu!“ gibt es eine Entscheidung: Ich bin auf dem Weg zu einer Diskussionsrunde der Ev. Akademie. Thema: **Zuversicht.....**

Der Abend begann dann mit der Szene aus dem Film „**Alexis Sorbas**“. Sorbas hatte monatelang an der Drahtseilbahn gearbeitet, die Baumstämme von einem Berg sicher ins Tal bringen soll. Das letzte Bargeld seines Freundes und Chefs ist für Kabel und sonstiges Material draufgegangen. Nun sollen vor den Augen der Dorfbewohner die ersten Stämme elegant zu Tal gleiten. Aber schon beim vierten Baum stürzt das Gebilde krachend in sich zusammen. Die Ehrengäste rennen um ihr Leben. Doch Sorbas ist nur kurz geknickt. Bald lässt er sich den als Festschmaus vorbereiteten Hammel schmecken und genießt den Wein in vollen Zügen. Wenig später tanzt er. Vor der Inselkulisse von Himmel und Meer scheint er über dem Boden zu schweben – „als hätte er sagen wollen: Was kannst Du mir antun, Allmächtiger? Nichts.“ So schildert es der griechische Autor Nikos Kazantzakis. Zuversicht? Die Romanfigur Sorbas ist jedenfalls ein Lebenskünstler. Keine Niederlage bezwingt ihn. Sein Herz, „dieses zerfetzte, von Wunden durchsiebte Ding, leimt sich sofort wieder von selbst“.

Dass sich die Dinge wieder „zusammenleimen“ sei, so ein weiterer Gedanke, liege an unseren Geisteshaltungen und unsere Denkweisen,. Das fände seinen Ausdruck in der Art und Weise, wie wir die Dinge sehen, Ereignisse und deren Ausgänge interpretieren, welche Schlüsse wir daraus ziehen, worauf wir unser Augenmerk legen: es ist unsere Sicht von uns selbst, unseren Mitmenschen, dem Schicksal und von der Welt. Wir selbst seien es, die uns sagen lässt: Ich kann!

Zuversichtliche Menschen rechneten mit dem guten Ausgang einer Sache. Geprägt durch Annahmeerfahrungen besonders in der Kindheit überwinden solche Menschen Hindernisse auf dem Weg zu dem, was sie sich vorgenommen haben, wesentlich leichter. Auch an Misserfolgen zerbrechen sie nicht, sondern interpretierten sie als wertvolle Möglichkeit zum Lernen.

Und wenn es doch einmal nicht klappen sollte, sind sie überzeugt, dass sie jede Situation korrigieren können und dass sie eine bessere Lösung für die Situation finden werden. In diesem Sinne verursachen Probleme keine Abschreckung oder Hinderung, eine Aufgabe anzugehen. Vielmehr rufen sie dazu auf, mit voller innerer Überzeugung an die Sache heranzugehen oder gerade wegen der anstehenden Herausforderungen zum Ziel gelangen zu wollen, was an die ursprüngliche Wortbedeutung von „Zuversicht“ als ein „voraussehen auf etwas oder eine Person“ (Grimmsches Wörterbuch zum Stichwort) anknüpfe.

Damit sei sie verwandt mit der „Hoffnung“. Hoffnung komme von "hüpfen" (*hopen* im Mittelniederdeutschen) und bezeichnet eine freudige innere Haltung der **Zuversicht** und positiven Erwartung. Sie sei bereits biologisch eingebettet in das evolutive Werden des Menschen: Seine Überlebenschancen wachsen, wenn er zuversichtlich bleibt, also gleichsam "volle Sicht" behält auch angesichts von Bedrängnis und Angst.

Hingewiesen wurde auf die zuversichtliche Stimmung der Frauen nach dem Krieg. Heute spreche man von Zuversicht als „Resilienzfaktor“. Ohne diesen Beziehungs- und Überlebensfaktor gebe es keine tragfähige zwischenmenschliche Beziehung und keinen gesellschaftlichen Zusammenhalt. Das könne man an den erwähnten Nachkriegsfrauen, aber auch an den gegenwärtigen gesellschaftlichen Krisen sehen. Da zerfällt durch Mobilität und Schnelligkeit der langsamer gewachsene Zusammenhalt von Familie oder Freundschaft oder auch Nachbarschaft.

Zuversicht ist etwas anderes als Optimismus. Optimismus sei eher eine Fähigkeit im Einzelnen positiv auf die Welt zuzugehen, das halb volle Glas zu sehen und nicht das halb leere. Die Zuversicht habe demgegenüber eine Beziehungsdimension und eine zeitliche Perspektive. Sie eröffne eine Zukunftsperspektive. Zuversicht also verweise auf etwas noch nicht Eintreffenes.

Das „Predigen“ von Zuversicht könne aber auch krank machen. Besonders in ihrer Wirkung auf Depressive, wenn denn diese Lebenshaltung eine Art fortgesetzter, permanenter Trauerzustand sei, dem der Gegenstand verloren gegangen ist. In der Zuversicht bin ich mir der Bedeutung, die der andere für mich hat, bewusst. Ich weiß, dass ich nicht alles allein machen muss, ich mir nicht nur selbst helfen kann. Das aber sind etwa die Überzeugungen, die depressiven Patienten und Patientinnen verloren gegangen sind. Deshalb: Zuversicht könne auch verloren gehen.

Es wurde das Beispiel der Mutter genannt, die ihr weinendes Kind tröstet: „Heile, heile Segen“ und dann der „Sonnenschein“. Lügt diese Mutter, indem sie ihrem Kind eine heile Welt verkündet? So wie man aus therapeutischen Gründen zuweilen „lügen“ müsse. Oder wenn – wie jemand einwarf - „alle Religionen“ ihren Gläubigen ein Leben nach dem Tod verkünden, um ihnen dies Leben angstfreier zu machen? Gehört das zu einer „Zuversichtskultur“ der Religionen?

Zumindest in der jüdisch-christlichen Tradition könne man solche Vertröstungstendenz nicht finden, allen neuplatonischen Bilderversuchen zum Trotz. Die religiöse Zuversicht äußere sich viel indirekter, narrativer (siehe den Text von Knut Dietrich zu Beginn). Ihre Sprache sei denn auch keine argumentative, so wie das „Heile, heile Segen“. Es sei eine Sprache, die irgendwie Transzendenz beschwöre: „Dann wird es wieder besser sein“.

Sie bediene sich auch der Sprache des Gebets, indem sie ein „Du“ anspricht und daraus Zuversicht beziehe. Nicht zufällig fand unser Abend am Tag der 71. Wiederkehr des Attentatsversuchs auf Hitler statt. Der Kraft solchen Widerstands und dessen Zuversicht, selbst angesichts des nahen Todes, könne nur aus Quellen geschöpft haben, die nicht in eigenem Heroismus liegen.

So finden wir im Briefwechsel von James von Moltke und seiner Frau Freya diese Zeilen, mit der der Abend denn auch schloss: „Mein liebes Herz, zunächst muss ich sagen, dass ganz offenbar die letzten 24 Stunden eines Lebens gar nicht anders sind als irgendwelche anderen.“

Und Freya: „Mein Liebster, müde bin ich, aber meiner Seele geht es gut.“

Gottvertrauen und Zuversicht haben in diesen Briefen ein wohl unübertreffliches Zeugnis.

Letzter Satz von Moltke: „Trotzdem so leben, als bliebe ich am Leben“.